

Die Neue Welt



Nr. 10

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Maestro Tod.

Von Otto Julius Bierbaum.

Auf einem Tanze war ich diese Nacht;
Die Röcke flogen, und die Luft war heiß,
Die Brüste wogten, und es flackereten
Die Augen wie das Feuer im Kamin,
Wenn durch den Schornstein niederfähret der Wind.

„O Du, o Du, Dich will ich! Tanz mit mir!
Horch wie der Walzer weht!! Wie Südwind weht!!
Horch, was die Geige heiße Worte singt!
Wie Flammen fliegen ihre Töne hell,
So heiß, so heiß! O, wie der Walzer brennt!
Komm! In die Flammen tanzen wir hinein!“

Da schwieg die Geige. Vom Orchester fiel,
So wie ein Stein in sumpfig Wasser fällt,
Daß träge Ringe wellenflach zergehn,
Fiel dumpf ein Ton, wie eine Wolke grau,
Ein Ton, wir wußten nicht, von wem er kam,
Breit, langsam, schwer in unser Tanzgewühl.

Das gelbe Gaslicht löschte zitternd aus.
Ein nasser Eiswind segte durch den Saal.

Wir blickten auf: In Phosphorlichte stand
Der nackte Tod am Dirigentenpult.
Er stand verschränkten Arms und lächelte.
Dann brach behutsam eine Rippe er
Aus seinem Brustkorb, klopfte leise auf

Und dirigirte, hingegeben ganz
Den Tönen, die nur er vernahm, entückt.

In seinen Hüftenknochen wiegt' er sich
Und nahm das Tempo langsam bald, bald schnell,
Rief bald die unsichtbaren Bläser an,
Bald winkte er den Geigern. Hob und senkte sich
Auf seinen Knochenbeinen, zierlich, ganz Musik.

Wir Alle standen aufgewandten Kopfs,
Vor Schrecken starr, und sahn nur ihn, nur ihn.
Denn um uns her war aller Nächte Schwarz.
Dann aber fuhr in uns des Walzers Geist,
Des unhörbaren, und wir wirbelten
Im Tanze durch den kalten finstern Saal
Und wiegten uns und drehten uns verückt,
Und drückten Brust an Brust uns, flüsterten
Von Sehnsucht und von Liebe, lächelten
Und küßten uns im Tanz.

Maestro Tod,
Im Phosphorlicht am Dirigentenpult,
Schwang seine Rippe. Tonlos tanzten wir.

Es war ein Tanz so schön, wie nie vordem
Wir einen noch getanzt. Wir kosteten
Die Seligkeit des Blattes, das vom Baum
In schwanken Kreisen herbstlich niederweht.



Im Zwischendeck.

Memoiren eines Auswanderers. Von Johannes Gausse.

(Fortsetzung.)

II.

Der zweite Tag. Die Zwischendecksgesellschaft.

Um meinem arg zugerichteten Schädel einige Linderung angedeihen zu lassen, begab ich mich in den Waschraum. Dieses Reinigungs-institut entspricht durchaus den anderen Eigenthümlichkeiten des Schiffes, und es soll daher nicht unerwähnt bleiben. Es ist ein niedriger Raum, dessen kahle Wände durch eine Reihe von Wasserhähnen unterbrochen werden; von weiteren komfortablen Einrichtungen hat man abgesehen. Seife und Handtücher werden als ein überflüssiger Luxusartikel von der Schiffsverwaltung betrachtet. Obgleich nur ein Theil der Zwischendecksgesellschaft von dieser kulturellen Einrichtung Gebrauch macht — die „Schlowaken“ verhalten sich meistens durchaus ablehnend gegen jede Verührung mit dem Wasser — ist der Raum Morgens stets überfüllt. Man vergegenwärtige sich nun dies Bild: halbentkleidete Menschen, schlaftrunken, auf einem schlüpfrigen Fußboden mehr balancirend als gehend, dann ein kräftiger Ruck und die ganze Gesellschaft liegt auf der Seite, allgemeines Fluchen, die Kleider sind mit Schmutz und Wasser bespritzt — wer nicht eine Lammesgebild hat, geht schmutziger, als er eingetreten ist, heraus.

Um sieben Uhr gab man den Zwischendeckern zu verstehen, daß der Kaffee zum Abholen bereit wäre, ein Getränk von jener undefinirbaren grauen Farbe, die wohl die helle Freude jedes ultra-impressionistischen Malers erregen würde, aber wenig appetitregend auf unser Geschmacksorgan wirkt. Man sagt, daß diese Farbe durch einen charaktervollen Zusatz von Milch und Zucker entstanden wäre. Zu diesem Getränk wurde ein schwammiges Schiffgebäck, Semmel genannt, verabfolgt. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, darum griff ich wacker zu — meine knurrenden Magenwände forderten auch energisch dieses Beschwichtigungsmittel — und stürzte mit nicht geringer Todesverachtung selbst den sogenannten Kaffee hinunter. Ueberhaupt gab ich mir redlich Mühe, mich in meine Situation hineinzuheben, und begann damit, die nähere Bekanntschaft meiner Reisekomplicen zu machen — eine zusammengewürfelte „gemischte“ Gesellschaft! Nächste den „Schlowaken“, deren Nationalität sich selten mit Sicherheit feststellen läßt, waren die Deutschen im Zwischendeck am stärksten vertreten, daher sind Anknüpfungspunkte bald gefunden. Außerdem wird im Zwischendeck der Verkehr durch die dort bevorzugte volkstümliche Diktion sehr erleichtert, irgend ein konventioneller Zwang ist verpönt, Standes- und Rassenunterschiede sind unbekannt, Größen, charvinistische Regungen Allen gleich verhaßt, in der Anrede bedient man sich stets des vertraulichen „Du“ — wehe, wer es wagen würde, diese durch die Tradition geweihten Gebräuche zu ignoriren! Es steckt noch ein ähnliches Stück Poesie im Auswandererbewußtsein, wie seinerzeit in der Handwerksburschenzunft. Trotz aller jener oft unheimlichen Gestalten des Zwischendecks, denen man auf offener Landstraße lieber aus dem Wege gehen würde, gewinnt man für die Gesamtheit bald die wärmsten Sympathien. Sind es die gemeinamen Leiden und Entbehrungen, die ähnlichen Erfahrungen und Enttäuschungen und schließlich das letzte, heißersehnte Ziel: Amerika, das zusammen dies Solidaritätsbewußtsein schafft? Wahrscheinlich. Dazu gesellt sich noch das instinktive Gefühl der Abhängigkeit von den Elementen, das die Menschen enger zusammenführt: ein einziger Sturm vermag das stolze Schiff in ein elendes Wrack zu verwandeln und den Passagieren ohne Unterschied des Ranges und der Herkunft ein einziges weites, nasses Grab zu bereiten! —

Mancher der Zwischendecker war mir schon Tage zuvor theils durch seine abenteuerliche Haltung, theils durch andere Absonderlichkeiten aufgefallen. Da wanderte ein baumlanger Kerl, dessen Haupt ein breiter Cowboyhut zierte, mit der Würde eines Granden umher; im Allgemeinen schien er nicht das Bedürfnis zu empfinden, sich mit seinen Gefährten näher ein-

zulassen, liebte es aber dann und wann, einen der Zwischendecker mit einigen wohlwollenden Worten auszuzeichnen. Er war der Erste, mit dem ich mich befreundete. Wie ich mit ihm bekannt wurde, weiß ich eigentlich nicht — waren wir vielleicht im Zwischendeck übereinander gestolpert oder hatten wir uns im Waschraum gelegentlich einige Rippenstöße versetzt! — kurz und gut, den Vormittag des zweiten Tages verbrachten wir schon im eifrigsten Gespräch. Er erzählte mir von seinen Reiseabentenern, den ganzen amerikanischen Kontinent hatte er abgestromert bis hinab nach Mexiko und Westindien, in allen möglichen Metiers hatte er sich versucht, abwechselnd war er Cowboy, Farmer, Seemann und Soldat gewesen, dann hatte es ihn nach der Heimath gezogen, aber das geregelte Leben behagte ihm nicht mehr, und daher wollte er wieder hinaus in die Welt des fernen Westens. Auf dem „P. Galland“ war er kein Fremdling, die Ueberfahrt hatte er vor einem Vierteljahr auf diesem Schiffe gemacht, und da er sich seinerzeit mit dem Küchenchef befreundet hatte, so zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus sehr nahe liegenden Gründen dahin zurück. Wie ich später erfahren sollte, war mein neu erworbener Freund ein höchst sonderbarer Menschentypus, der in sich chevalereske Mäuren und plebejische Sitten und Gebräuche, Herzengüte und Rohheit, Intelligenz und Borntheit einheitlich vereinigte, ein Charakter, wie er sich nur unter ganz absonderlichen Lebensverhältnissen entwickeln kann.

Nächst ihm erregte meine besondere Aufmerksamkeit ein junges Bürschchen, kaum dem Knabenalter entwachsen, das sich in der Abtheilung der „Merks“ angesiedelt hatte, aber, wie einige Insassen behaupteten, nicht dahin gehöre, da er deutsch nur gebrochen spreche; Einer wollte sogar gehört haben, daß er in der „Schlowakensprache“ gesprochen hätte. Von Vielen wurde er daher nur mit scheelen Augen betrachtet — später sollte sich auch ein Zwischenfall ereignen, der diese Beobachtung in ihrer ganzen Tragweite bestätigte. Mit ihm wurde ich auf ähnlichem Wege, wie mit dem Cowboy bekannt, d. h. ich weiß es nicht. Er war von Geburt ein Russe, hatte ein Jahr in London gelebt und wollte nun sein Glück in Amerika versuchen; er machte den Eindruck eines hochintelligenten Menschen, sprach mehrere Sprachen fließend — so auch die englische, in der wir uns unterhielten — und zeigte sich auch auf anderen Gebieten äußerst bewandert. Anfangs verhielt er sich mir gegenüber zurückhaltend, als ich aber ein näheres Interesse für ihn kund gab, that er plötzlich auf und erzählte mir, daß er einer bekannten Nihilistenfamilie angehöre, deren meisten Mitglieder in Sibirien geendet hätten; auch seine Eltern waren dorthin verschickt; vom dreizehnten Jahre an sich selbst überlassen, wollte er in der Welt Kenntnisse sammeln, um dann auch einst in den Dienst der „großen Sache“ treten zu können. Ein selten frühreifer Mensch, in dessen Kopf sich die Welt wohl noch absonderlich malte, der wie die meisten intelligenten Russen von romantischen Vorstellungen beherrscht war, aber der für die Erscheinungen des Lebens einen offenen Blick hatte. Er hatte sich mit den revolutionären Bewegungen der meisten Länder vertraut gemacht, hatte ziemlich eingehend den deutschen Sozialismus studirt, aber zugleich hat es ihm auch das Uebermenschen-thum Nisches angethan. Sein politisches Ideal war daher der ungeklärte Extrakt der heterogensten Weltanschauungen, er schwärmte für eine individualistische Gesellschaft auf demokratischer Basis, deren Institutionen er bereits bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet hatte.

Derartige Anregungen wird Niemand im Zwischendeck zu finden glauben, der nach einem oberflächlichen Eindruck die Massen beurtheilt, die hier wie die Heerden des Feldes zusammengedrängt leben. — Und welch eine gewaltige Tragödie vollzieht sich Jahr aus Jahr ein in diesen Räumen, das Elend der ganzen Welt in allen seinen Erscheinungsformen giebt sich hier ein Rendezvous: gebrochene Existenzen, politische Verfehmte, denen kein Weibchen in der alten Heimath ist, dazu die Menge der Geächteten, die, um sich dem Militärdienste zu entziehen, freiwillig den Staub des Vaterlandes von den Füßen schütteln;

man findet hier Vertreter aller Gesellschaftsklassen, Stadt- und Landbewohner, den gefesteten Großstädter neben dem abgerackerten ostelbischen Bauern und jüdischen Handlungsjuden — sie Alle haben nichts mehr zu verlieren und umsonst zu gewinnen. Schlechter als in der Heimath kann es ihnen auch „drüben“ nicht gehen, so denkt ein Jeder, haben doch schon so Viele in der neuen Welt ihr Glück gemacht, fast ein Jeder hat drüben einen entfernten Verwandten oder Bekannten, der auch als armer Schlucker die Heimath verlassen hatte und dem in Amerika die Millionen nur so in den Schooß gefallen sind. Warum sollten sie denn gerade die Stiefkinder des Glückes sein! In Erwartung der Dinge, die da kommen werden, geben sich die Meisten einer glücklichen Selbsttäuschung hin, die Stimmung ist trotz der physischen Leiden, die ihnen die Seerkrankheit und die schlechte Verpflegung auferlegt, im Zwischendeck stets eine gehobene. Ich habe selten mißvergnügte Gesichter gesehen, noch empfanden die Leute, wenn man von einigen wehmüthigen Momenten absieht, die von den Dichtern aller Zungen besungene Sehnsucht nach der Heimath, das Heimweh.

Unter diesen Betrachtungen näherte sich der Tag seinem Ende, die Abenddämmerung brach ein, von der Küste Englands stammten bereits die ersten Leuchtfeuer auf, gespensterhaft huschten dann und wann an uns Segelschiffe oder ein ferner Dampfer vorüber, sonst vernahm man nichts weiter als das monotone Geräusch der Maschine und das Geplätscher der Wellen, bisweilen nur erfuhr dies eine schrille Unterbrechung durch den grausigen Ton eines fernen Nebelhorns. Wir hatten Kap Lizard erreicht, der westlichste von einem Auswandererschiff wahrnehmbare Punkt Europas, der letzte Scheidegruß der alten Welt. Immer unklarer werden die Riesenfeuer am Kap, dann und wann noch ein kurzes Aufflackern und sie hatten sich unserem Gesichtsfeld entzogen. Der Dampfer hatte den offenen Ozean erreicht, die langgestreckten Wellen ließen uns keinen Augenblick darüber im Zweifel. Die Passagiere waren fast vollzählig an Bord, so weit sie nicht schon durch die Seerkrankheit aufs Lager geworfen waren. Vor der Majestät des gewaltigen Meeres verharrte man in ängstlichem Schweigen oder man sprach nur im Flüsteren. Der offene Ozean! Für die nächsten Wochen gänzlich von der Menschenwelt getrennt, das Leben einem Kasten anvertraut, der wie eine Muschelschale auf diesen unendlichen Wassermassen hin und her geschleudert wird, den Elementen auf Gnade und Ungnade preisgegeben — das sind die Gedanken, die sich unserer bemächtigen, wenn wir in den offenen Ozean hinaussteuern — dem Westen zu. Noch einmal läßt man die Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorüberziehen, man gedenkt noch einmal der Heimath, wo Freud und Leid wie die Wogen des Meeres einen beständigen Kampf gekämpft haben. Nun ist Alles vorüber. Der Zukunft entgegen, ein wichtiger Lebensabschnitt ist beendet, ein neuer beginnt. Fast beschleicht es einen wie Neue, wenn man der fernen Lieben im Vaterlande gedenkt, von denen ein jeder Stoß der Maschine uns weiter und weiter entfernt. In der Erinnerung verblissen stets die Qualen, die wir erlitten haben, aber mit verdoppelter Intensität empfinden wir die wenigen Freuden, die uns beschieden waren.

Es war eine herrliche Mondschimmacht, ein klargestirntes Firmament unspannte die endlose Wassermasse, an Deck war es fast tageshell, man konnte deutlich jede Gestalt erkennen. Aus allem Volk, das noch an Deck die frische, kühle Seebriese einzog, erhob sich um Haupteslänge, Alle überragend, die mächtige Gestalt des „Cowboys“, wie ich ihn der Einfachheit wegen kurz nennen werde; er wanderte, die Hände in die Hosentaschen versenkt, rastlos auf und nieder, die Menge mit seinem Ablerange messend, als suche er Jemand, den er seines näheren Umganges würdigen könne. Am Bug, wo ich dem Geplätscher der Wellen lauschte, trafen wir zusammen, wechselten einige gleichgültige Worte, bald aber ging er geschickt auf sein Lieblingssthema, auf seine Seefahrten im fernen Westen über. Er verstand interessant zu plaudern; man hatte wohl, wie bei den meisten Weltbummlern, die Empfindung, als wäre

in der Erzählung Wahrheit und Dichtung lübn zusammengewürfelt, aber trotzdem hörte man gern zu. So erging es auch mir, alte Erinnerungen aus der Jugendzeit wurden in mir geweckt, „Leberstrumpf“ und „Der letzte der Mohikaner“ mit ihrem abenteuerlichen Gesolze tauchten wieder in meiner Phantasie auf, und ich begriffte sie mit Freuden, die Gefährten meiner Kindheit.

Doch die Nacht brach an, schon einmal hatte uns der Schiffsceberus unwillig gemüht, sein Blick sagte mir: nun ist es Zeit zu Bett zu gehen. Mit Entsetzen dachte ich an meine Lagerstätte, um wie viel gräßlicher mußte der Aufenthalt in dieser Behausung sein, nachdem die Seekrankheit bereits ihren Einzug gehalten hatte. Ich theilte meinem neuen Freunde meine schauerlichen Bedenken mit. Er wußte Rath, er wollte mich der Gnade des Küchenchefs empfehlen, in der Küche durfte auch er seine langen Glieder während der Nacht behaglich von sich strecken. Nach einer kurzen Rücksprache mit dem Küchengezwaltigen wurde auch mir dieses Privilegium eingeräumt, ein paar alte Pferdebeden wußte der Cowboy auch aufzutreiben, so daß ich mich einigermaßen vor der kühlen Seelust schützen konnte. Von den Strapazen der vorigen Nacht erschlaft, verfiel ich bald, trotz des harten Lagers, — ich mußte mich direkt auf dem Fußboden betten — in einen tiefen Schlaf.

III.

Der dritte Tag. Kontraste.

Um vier Uhr wurden wir geweckt. Es war die große Reinigungsstunde des Schiffes. Das gesammte Oberdeck, sowie die darauf befindlichen Männlichkeiten werden förmlich unter Wasser gesetzt, so daß unseres Bleibens in der Küche nicht länger war. An allen Gliedern zer schlagen, erhob ich mich schlaftrunken von meinem harten Lager, während mein Cowboy-Freund, der Situation besser gewachsen als ich, bereits tüchtig bei der Reinigung des Schiffes mit Hand anlegte. Heberhaupt machte er sich überall, wo es etwas zu thun gab, nützlich und empfahl auch mir diesen Trick wärmstens, denn erstlich einmal vertreibt man sich so am besten die Langeweile und verpflichtet dadurch die Mannschaft zu mancherlei Gegendienst. Diese Taktik leuchtete mir ein und bald folgte ich dem Beispiel meines westerfahrenen Freundes; ich spülte und fegte das Deck ab mit einer Würde und einem Verständniß, als wäre ich in diesem Weiter aufgewachsen. Allmählig wurde es an Deck wieder rege, die Zwischendecker machten ihre Frühpromenade, dann ertönte das Signal zum Morgentee, das einen freudigen Widerhall in meiner Magenregion fand. Mein Proviant an Butter und Käse war nämlich bis auf ein Minimum zusammengeschmolzen, da die frische Seelust und die Entbehrungen des ersten Tages meinen Appetit in beängstigender Weise angeregt hatten. Nun war ich vor die bittere Nothwendigkeit gestellt, an dem Mahl der Zwischendecker mich zu betheiligen, und da schien es mir von höchster Wichtigkeit, mit jenen mappetitlichen Attitüden meiner Reisegefährten, wie ich sie vom ersten Tage her noch in lebendiger Erinnerung hatte, aufzuräumen und die Verwaltung der Tafel nach neuen Prinzipien zu regeln. Ich unterbreitete somit den „Kerls“ den Vorschlag, das Meinen der „Freßheimer“, wie man diese Behälter schlechtweg nannte, sowie das Abholen der Speisen der Reihe nach zu übernehmen; die Verteilung wollte ich selbst im Zwischendeck vornehmen. Mein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, so daß schon der Morgentee nach dem neuen Verteilungsmodus vor sich ging. Um meiner Autorität als Stubenältester eine größere Geltung zu verschaffen, bestieg ich stets den Tisch, von welchem erhöhten Standpunkt aus ich die Verteilung der Speisen vornahm. Mit dem Essen selbst mußte man natürlich vorlieb nehmen, wie es gerade geboten wurde — doch Hunger ist der beste Koch, er überwindet selbst die komplizirtesten Geschmacksvorstellungen; ob es ein Rehrläcken ist, der bekannlich mit Wein oder Sekt heruntergespült wird, oder ein Gericht Erbsen, zu deren Verdauung man ein Glas Wasser einnimmt — für ihn giebt es keinen Artenunterschied der Speisen; er berücksichtigt lediglich die Quantität.

Von diesem Gesichtspunkt aus haben sich wahrscheinlich auch die Verwalter aller Massenabfütterungsanstalten leiten lassen; daher wird man jene raffinierten Genußmittel einer überfeinerten Kultur nie auf den Tischen der Zuchthäuser, Kasernen und des Zwischendecks antreffen. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Hätte man im Zwischendeck keine Ahnung von höheren kulinarischen Genüssen gehabt, man würde mit einem Dankgebet im Herzen den nach derselben gleichförmigen Methode angefertigten Brei verzehren nach dem Beispiel unserer „Schlowaken“, von denen Mancher vielleicht noch heute mit Entzücken an die „Freßheimer“ des „P. Calland“ zurückdenkt.

Aber die Unzufriedenheit! Ein kleiner äußerer Zufall, eine unscheinbare Bemerkung schlenbert sie in die Massen. In unserem Fall war eine Speisefarte, die von der Kajüte herübergeweht kam, der Erreger der Unzufriedenheit. Ich hatte sie aufgefunden, dort stand zu lesen: Mokurtle — Cotelette mit Spargel — Rehrläcken — Geflügel — Kompot — Eis — Kaffee mit Gebäck.

Man vergleiche damit das Wochenrepertoire unserer Küche: Montag: Rinderknochen mit Reis und Kartoffeln — Dienstag: Dasselbe mit Speck — während der übrigen Wochentage: Erbsen, Bohnen und andere Hülsenfrüchte in ähnlicher Zusammenstellung — Sonntags gab es sogenannten Plumpudding, ein Gemischel von Pflaumen in aufgeweichten Semmeln und Brot, dazu Fleisch und Speck — im Ganzen ein komprimirtes Menü der Woche.

Ich reichte den Unzufriedenheitsbazillus mit einer gewissen diabolischen Freude weiter. Der Effekt blieb nicht aus. Man schimpfte, drohte ballend die Fäuste, Andere belustigten sich über ihre eigene Lage mit tragikomischen Geberden, aber wohl Allen wurde mehr oder weniger deutlich die Erbärmlichkeit ihrer Stellung als Menschen zweiten Ranges klar. Wer die sozialen Gegensätze studiren will, der begeben sich an Bord eines Auswandererschiffes. Nirgends prägen die Gegensätze unvermittelter aufeinander als hier, kein Uebergangsstadium, kein die äußerliche Mißere wohlthätig verdeckender Firnis der Weltstadtkultur trübt den Blick; hier ist Alles Wirklichkeit, nackte, unverhüllte Wirklichkeit. Im Zwischendeck das Glend in seiner primitivsten Form, in der Kajüte die Entfaltung des raffiniertesten Luxus.

Auch ich zählte einst zu den beati possidentes, meine erste größere Reise konnte ich in der Kajüte zurücklegen. Welch ein Kontrast zwischen meiner einsigen Lebenshaltung und der jetzigen. Diesen Kontrast nimmt man dort als etwas ganz Selbstverständliches hin, ein Menü von sechs Gängen ist einfach ein unumgängliches Lebensbedürfnis, dem sich ein Mittagsschlächchen oder eine Partie Whist oder Stat im Spielsaal anschließt. Dann das Souper, dessen Verdauung eine musikalische Abendunterhaltung im Salon erheischt oder eine kleine Mondscheinpromenade an Deck, wo man Süßholz rapelt oder auf galante Abenteuer sinni. . . .

„Nicht wahr, meine Gnädige, man hat es doch heutzutage kolossal weit gebracht, die Verpflegung süß, Bedienung schneidig — man vermißt eigentlich an Bord nichts mehr von den Wohlthaten unserer Kultur.“

„Aber diese entseglische Seekrankheit,“ stöhnt die junge Frau, die auf einem Triumphstuhl hingegossen liegt, das kleine Füßchen ein klein wenig, wie unbedachtigt, vorgestreckt. — — — Ein Druck auf einen elektrischen Knopf und herbei stürzen mehrere Domestiken: „Sie befehlen?“ „n Glas Sherry für die gnädige Frau — alte Marke, verstehen Sie! — dazu 'n paar Staniarbrötchen,“ schnarrt der junge Fant. — „Das wird Ihnen helfen, meine Gnädige!“

Während ich diese Szene recapitulirte, fällt mein Blick auf eine Familiengruppe. Es scheinen Böhmen zu sein; der Mann platt auf den Boden gestreckt, durch seine Finger gleiten mehrere schmutzige Kupfermünzen — wohl die ganze Vaarschaft, die ihm aus dem Erlös seiner paar Habseligkeiten in der Heimath übrig geblieben ist. Die Weiße hat Alles aufgezehrt, nichts weiter als seine Arbeitskraft konnte er in der neuen Welt zu Markte tragen. Neben ihm taucht sein Weib, eine in diesen Bevölkerungsschichten typische

Erscheinung: jugendlich matte Züge, ein trübes Auge, aus dem zuweilen ein unbeinliches Feuer aufblüht, starr vor Schmutz, an ihrer welken Brust hält sie einen in Lumpen gehüllten Säugling. — — —

Diese Kontraste schnürten mir die Kehle zu, ich mußte mich abwenden. Mir entgegen kommt der Schiffsarzt, ein Deutscher, in Begleitung eines Herrn aus der Kajüte, der, wie es öfter geschieht, der „Wissenschaft halber“ das Zwischendeck in Augenschein nimmt.

„Man sollte doch nicht glauben, wie gräßlich verkommen dies Volk lebt — 's ist doch eigentlich ein skandalöser Anblick.“

„Fangen Sie mal was an mit diesen Leuten,“ war die gleichgültige Antwort des Arztes.

Dann stiegen die Herren die Treppe hinab. „Höchst praktisch eingerichtet, 's ist wirklich wahr, man thut doch alles Menschenmögliche fürs Volk — aber dieser Gestank! Wenn das nur 'n bißchen Sinn für Reinlichkeit hätte.“

* * *

Die Reihe neuer Eindrücke, die fortwährend auf mich eindrängten, dazu die mangelhafte Ernährung hatten mich allmählig in einen Zustand apathischer Ruhe versetzt, so daß ich selbst nicht mehr die Spannkraft besaß, den Erzählungen meines Cowboyfreundes mit dem pflichtschuldigen Interesse zu lauschen. Dieser besaß nämlich die Eigenthümlichkeit, sobald er nur meiner habhaft werden konnte, mich mit Schwänken aus seinem vielbewegten Leben zu überschütten. Selbst nachdem wir unser Lager in der Küche aufgesucht hatten, murmelte er in Absagen sein gewöhnliches Repertoire, das in New-York einsetzte und in Mexico endete, mit der Ausdauer eines perpetuum mobile herunter. Mitunter wurde er auch von der Erinnerung derart hingerissen, daß er sich blüßschnell erhob, um mir irgend eine Episode mit entsprechender Gesticulation anschaulich demonstrieren zu können. Dann begann er: „Nun kommt aber was, das ich Dir nicht im Liegen erzählen kann.“ Und auf war er wie der Blitz. Dann stürzte das lange Gebein in Sturmschritt durch den Raum.

„Siehst Du, nun pass' mal auf — so etwa, die Flinte im Arm (in Ermangelung eines Gewehrs griff er zu dem ersten besten Besen) — ich im Anschlag, dann gings los! — Ja, alter Junge, das hättest Du sehen müssen!“ — Dann lagte er wild auf und legte sich bernhigt nieder, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Um welches welt-historische Ereignis sich seine Erzählung drehte, kann ich nicht verrathen, da der Erzähler sich selbst nicht recht klar darüber war und meistens Alles bunt durcheinander würfelte. Eine Blüßel jagd fand oft ihren Abschluß in einem Indianermassacre und eine reguläre Feldschlacht gegen die „Rebellen“ löste sich in eine lustige Pirsch auf.

Die Münchhausiaden meines Cowboys waren mein allabendliches Wiegenlieb, das mich in die ewigen Jagdgründe der Mohikaner hiniiberträumen ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Max Klinger und seine farbige Plastik.

Von S. Merian.

(Zu unserem Bilde.)

Es ist nun über ein Jahrzehnt verfloßen, seit in der Kunstwelt die schon oft angeregte Frage wieder auftauchte und lebhaft diskutiert wurde: Sollen wir unsere Statuen bemalen? Wir sind gewohnt, daß unsere Bildhauer ihre Kunstwerke farblos, oder besser gesagt: einfarbig behandeln. Die Denkmäler auf unseren öffentlichen Plätzen, die Statuen, die unsere Monumentalbauten schmücken oder in unseren Kunstsammlungen und Museen stehen, sind — insofern sie überhaupt aus echtem Material gebildet sind — aus hellem Marmor gemeißelt oder aus dunkelfarbiger Bronze gegossen. Der Künstler sieht dabei von der natürlichen Farbe des dargestellten Gegenstandes ganz ab und giebt in seinem Werke

nur den Fluß der Linien und Flächen mit den durch diese bedingten einfachen Licht- und Schatteneffekten.

Wir waren so sehr an diese farblose Plastik gewöhnt, daß uns farbige Statuen ganz unmöglich schienen. Wohl wußte man, daß das „finstere und rohe“ Mittelalter seine Bildwerke vielfach in natürlichen Farben bemalt hatte; aber diese Art erschien uns barbarisch und geschmacklos, und viele aus jener Zeit auf uns gekommene derartig bemalte Werke bestätigten dieses harte Urtheil. Besonders aber glaubte man, daß die alten Griechen, die im Alterthum die plastische Kunst zu höchster Blüthe und Vollkommenheit gebracht hatten, und deren klassische Bildhauerwerke seit der Renaissancezeit (15. und 16. Jahrhundert) den modernen abendländischen Völkern als unerreichte Vorbilder dienen, ihre weltberühmten Bildhauerwerke einfarbig gebildet hätten. Es wäre also den großen Meistern unseres Jahrhunderts, einem Rauch, einem Thoralwalsen, einem Nietzsche, Schilling, Vegas usw. niemals eingefallen, ihre Bildwerke vielfarbig zu behandeln.

Ein genaueres Studium des griechischen und römischen Alterthums hat erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in dieser Anschauungsweise einige Wandlung geschaffen und die Frage der Polychromie (Vielfarbigkeit) in der Plastik wieder in Fluß gebracht. Die seit der Renaissance wieder entdeckten Bildwerke des Alterthums — in denen wir in den meisten Fällen nicht Originalwerke, sondern Kopien nach Werken berühmter Meister zu erblicken haben — bestanden ja allerdings aus einfachem Marmor oder seltener aus Bronze, aber der Umstand, daß nach den Berichten der alten Schriftsteller der größte Meister des Alterthums, der Athener Phidias, seine berühmtesten Statuen, den olympischen Zeus und das Athenebildniß des Parthenon über einem Holzern aus Gold und Elfenbein, also aus mehrfarbigem Material, geschaffen hatte, hätte den Kunstgelehrten und Aesthetikern zu denken geben und ihnen die Vermuthung nahe legen sollen, daß es mit der absoluten Einfarbigkeit der großen griechischen Plastik vielleicht doch nicht so ganz stimmt. Die viel sorgfältiger unternommenen Ausgrabungen der neueren Zeit haben uns nun den Beweis dafür erbracht, daß die heitere Vielfarbigkeit in der antiken Kunst eine weit größere Rolle spielte, als wir bisher annahmen, und wir werden uns die griechischen Tempel und manche Bildwerke, die bisher nur in gespenstigem Weiß in unserer Phantasie lebten, nun wohl im Zauber froher Farben prangend vorstellen dürfen.

Und wenn wir uns die Sache recht überlegen, so ist eigentlich das Bemalen der Bildwerke viel weniger merkwürdig als das Absehen von der Farbe. Wir müssen also eher untersuchen, wie die Künstler auf die einfarbige Plastik verfielen; denn als die Freude des Gestaltens im Menschen erwachte, da suchte er das, was ihm besonders auffiel, nachzuschaffen, so gut er es vermochte. Dabei gestaltete er natürlich Alles möglichst genau so, wie er es sah. Eine farblose Plastik wäre dem primitiven Menschen ebenso unnatürlich erschienen, wie ein Lied ohne Rhythmus und Melodie, oder wie eine Melodie ohne Text. Darum sind auch alle Kunstbilder, von den heiligen Götterstatuen der alten Ägypter und Griechen bis zu unseren wunderthätigen Marienbildern stets bunt (polychrom) behandelt worden, bis auf den heutigen Tag; denn in allen religiösen Dingen ist der Mensch konservativ. Daß später von der Farbe abgesehen wurde, hat nun verschiedene Gründe. Die durch Bemalung erzielte Färbung ist vergänglich. Bei Bildwerken, die den Witterungseinflüssen ausgesetzt, im Freien standen, wurde schon frühzeitig von der Färbung Abstand genommen. Dann wurden ferner nach berühmten polychromen Werken billigere einfarbige Kopien hergestellt, ähnlich wie wir nach einem farbenprächtigen Gemälde einen einfarbigen Holzschnitt oder eine Radirung herstellen. Das sind rein äußerliche Gründe. Daß dann ferner Bildwerke, die nicht um ihrer selbstwillen dargestellt wurden, sondern einem Bauwerk als Schmuck, also zu dekorativen Zwecken dienen sollten, einfarbig behandelt wurden, um die ruhige Ge-

samtwirkung des Baues, der Fassade nicht durch ihre Polychromie zu stören, setzt schon eine ästhetische Erwägung voraus. Der eigentliche zwingende Grund, warum die Plastik, um sich zur selbstständigen Kunst entfalten zu können, sich von der Malerei trennte, ist folgender: Als die Fähigkeit des Gestaltens wuchs und die Künstler in der Schule der Griechen die reinen idealen Formen menschlicher Schönheit nachschaffen lernten, da wurde die Farbe dem Plastiker nicht nur unwesentlich, nebensächlich, sondern geradezu störend, weil sie durch ihre eigene Sonderwirkung, d. h. dadurch, daß eine heller gefärbte Stelle erhabener, eine dunkler gefärbte vertiefter erschien, als sie in Wirklichkeit war, die Linien und Flächen der vollendet gearbeiteten idealen Statue fälschte. Früher fand die ungeübte Hand des Bildhauers eine Stütze an der Malerei, die seinen Fehlern zu Hilfe kam und über seine Ungenauigkeiten hinwegtäuschte. Jetzt war sie ihm ein Hemmnis, und er suchte für seine neue, rein plastische Kunst nach einem möglichst indifferenten und doch edel wirkenden Material, das sich denn auch am trefflichsten im weißen Marmor und in der bildsamen Bronze fand. So mußten die griechischen Künstler später zur Farblosigkeit gelangen, sobald sie rein plastisch wirken wollten.

Wenn die Plastik nun einmal bei der Einfarbigkeit angelangt ist, muß sie nun immer und ewig dabei bleiben? Es wäre pedantisch, der Kunst eine solche Vorschrift machen zu wollen. Eine andere Zeit will Anderes darstellen, andere Ideen ausdrücken, als die Vergangenheit, und wenn ein moderner Künstler heute wieder zu Polychromie zurückkehrt, so darf er das thun, nicht etwa, weil es die alten Griechen auch schon gethan haben, sondern weil es seinem eigenen inneren Fühlen und Denken entspricht, weil er nur so und nicht anders den ihm inwohnenden Gedanken zum Ausdruck bringen kann. Die vorangehende Betrachtung läßt uns aber auch verstehen, mit welchen Schwierigkeiten der moderne Künstler zu kämpfen hat, wenn er zur polychromen Plastik greift. Der moderne Plastiker ist völlig Herr seiner Kunst geworden, dem Drange der Zeit folgend aber möchte er über das Ideale, das Allgemeine, Typische hinausgehen, er möchte schärfer charakterisieren, Individuelleres schaffen, er möchte den Stein mit dem ganzen Gefühls- und Stimmungsinhalt unserer modernen Zeit durchglühen, und so muß er wieder zur Farbe greifen und die getrennten Künste wieder vereintigen. Daß eine solche Wiedervereinigung getrennter Künste aber ein Zug unserer Zeit ist, das lehrt auf dem Gebiet der redenden Künste das Musikdrama Richard Wagners, das die durch den Entwicklungsgang der Zeit getrennten Schwesterkünste der Dichtkunst, der Musik und des mimischen Tanzes wieder zu einem Gesamtkunstwerk vereinigte.

Ähnliches wie Richard Wagner auf dem Gebiet der redenden Künste, hat Max Klinger auf dem Gebiet der bildenden Künste. Die Sehnsucht, der Statue die Farbe des Lebens, dem Gemälde die körperliche Wirklichkeit wieder zu geben, ließ ihn seine beiden berühmten polychromen Bildwerke, die „Salome“ und die „Kassandra“, schaffen, die sich beide gegenwärtig im Besitze des Museums der Stadt Leipzig befinden.

Max Klinger ist einer der eigenartigsten und phantasiereichsten Künstler unserer Zeit. Er wurde am 18. Februar 1857 in Leipzig geboren und besuchte die Schulen seiner Vaterstadt. Der früh erwachte Gestaltungstrieb führte den siebzehnjährigen Jüngling 1874 nach Karlsruhe zu Karl Gussow, mit welchem er im folgenden Jahre nach Berlin übersiedelte und seine Studien an der Kunstakademie der neuen Reichshauptstadt fortsetzte. Er trat mit einem Delgemälde und einem Cyklus von Zeichnungen, „Zum Thema Christus“, an die Öffentlichkeit, doch fanden diese Arbeiten keinen Anklang. Besonders die Zeichnungen, die — eine Ironie des Schicksals! — später von der Berliner Nationalgalerie angekauft wurden, stießen auf heftigen Widerstand. Der Stoff schien der damaligen, für falsche Sentimentalität und hohle Theaterpose schwärmenden Zeit zu roh und unwürdig behandelt, und an der

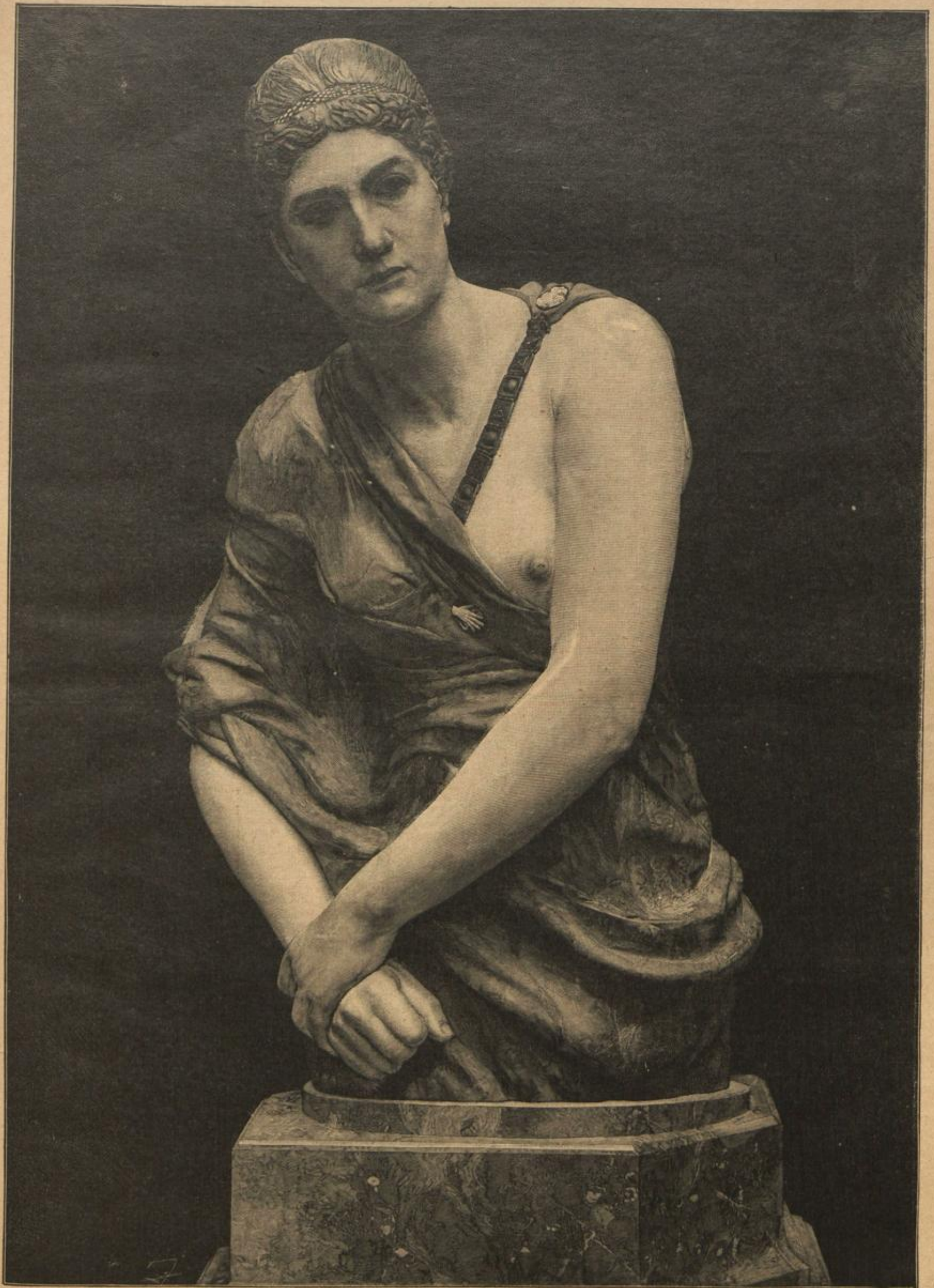
Zeichnung der menschlichen Gestalten wußten die Kritiker eine Menge Fehler aufzuzählen. Mit diesen Zeichnungen begann Klingers eigenartiger Entwicklungsgang, der den jungen Künstler, der nicht mehr an Vorbildern, sondern nur noch von der Natur selbst lernen und sich auf nichts Anderes als auf seine eigenen Augen und seine eigene Beobachtungsgabe verlassen wollte, und der deshalb Pinsel und Palette bei Seite legte, um in der Kunst ganz von vorn anzufangen, von der Linie zur Farbe und von dieser zur Plastik führte. Klinger griff zur Nadiradel.

Wenn er so mit dem scheinbar Einfachsten, mit der Linienkunst, mit der „Zeichnung“ begann, so hatte ihn nicht ein Mangel an Gestaltungskraft, sondern vielmehr der Ueberreichtum seiner Phantasie dazu getrieben. Er brauchte die rasche, flüchtige Kunst, um der unzähligen auf ihn eindringenden Ideen Herr zu werden. Er mußte sich die ungeheure Stoffmenge, die ihn bedrängte, von der Seele wälzen. Dabei wurde Klinger — vielleicht unbewußt — von dem echt künstlerischen Triebe geleitet, seine Gedanken, auch die weitesten und komplizirtesten, durch die denkbar einfachsten Mittel auszudrücken. Es spricht sich in allen Radirungen Klingers ein starker Gedankengehalt, viel poetisches Träumen und philosophisches Grübeln aus. Diese stofflichen, poetischen oder philosophischen Gedanken sucht er durch das Mittel der Stimmung in malerische zu verwandeln, so daß die ursprüngliche Idee nur noch als der erste Anstoß erscheint, der die vom Radirer zu lösenden zeichnerischen Probleme ins Leben gerufen hat. Damit erklärte Klinger der öden, illustrativen Zeichnung den Krieg und erhob die Radirung wieder zu einer eigenen selbstständigen Kunst, der er durch geschickte Verbindung aller einzelnen Manieren des Kupferdruckes eine ungeahnte Fülle neuer Effektmittel und die höchste Ausdrucksfähigkeit verlieh. Er stellte mit vollem Bewußtsein die zeichnenden Künste (Stiftzeichnung, Radirung, Lithographie usw.) als besondere Gattung neben die malenden und setzte in einer anregend geschriebenen Abhandlung: „Malerei und Zeichnung“ (Leipzig, Ed. Befold), die bis dahin mit denen der Malerei vermengeten ästhetischen Gesetze der Zeichnung fest.

Klinger ist heute unbestritten der erste Meister der Radirkunst. Leider gestattet es mir der Raum nicht, näher auf sein ungemein reichhaltiges Radirwerk einzugehen, das über hundertundfünfzig Blätter umfaßt. Es sind theils einzelne, für sich bestehende Blätter, theils zusammenhängende Cyklen, gleichsam Erzählungen in Bildern, statt in Worten. Einer der machtvollsten dieser Radir-Cyklen ist „Ein Leben“ betitelt und schildert in realistischer, erschütternder Weise den Lebenslauf einer Gefallenen, die als gemeine Prostituirte im Straßenloth endigt. Zu „Eine Liebe“ dagegen erzählt uns der Künstler die tragische Geschichte eines freien Liebesverhältnisses. Besonders ergreifend sind die beiden „Vom Tode“ betitelten Cyklen, von denen der eine eine Art von modernem Todtentanz darstellt, während der andere sieben allegorische Kompositionen von höchster Kraft enthält. Ich könnte dann noch den genial mit der Traumphantastik spielenden Cyklus: „Ein Handschuh“ nennen und die herrlichen Radirungen zum Schicksalslied und anderen Kompositionen von Johannes Brahms, die sogenannte Brahmsphantasie. Doch was hilft das Aufzählen dieser Titel? Einen Begriff von dem Phantasiereichtum und der Schönheit dieser Blätter kann sich nur Der machen, der sie aus eigener Anschauung kennt.

Natürlich griff Max Klinger auch wieder zum Pinsel, um seine Gestalten durch die Farbe zu beleben. Er schuf eine Reihe von Delgemälden, unter denen „Das Urtheil des Paris“, eine „Kreuzigung Christi“ und das Kolossalgemälde: „Die Einführung Christi in den Olymp“ das größte Aufsehen erregten, aber wegen ihrer eigenartigen Malweise und der ganz neuen Auffassung der nackten menschlichen Gestalt auf großen Widerstand stießen und einen heftigen Kampf der Meinungen hervorriefen.

Das „Parisurtheil“ und den „Christus im Olymp“ hatte der Künstler mit einem selbstgefertigten plastischen Rahmen umgeben; denn Klinger hatte sich neben der



Kassandra. Halbfigur von Max Klinger.

Malerei und der fleißigen Arbeit mit der Nadir- nabel nun auch der Plastik zugewandt. Die ein- farbige Plastik aber erschien ihm zu tod, so schuf er denn die beiden schon genannten Bildwerke, die „Salome“ und die „Kassandra“, welche letztere wir zum Schluß an der Hand unserer Abbildung etwas genauer betrachten wollen, nicht mehr einfach weiß, sondern farbig.

Wenn Klinger als moderner Künstler farbige Statuen schaffen wollte, so konnte er dabei nicht mehr so naiv vorgehen, wie die Meister des Mittelalters oder der Frührenaissance, die eine Statue oder Büste aus indifferentem Material schufen und sie alsdann mit grellen Farben so natürlich wie möglich bemalten; er mußte, wenn er nicht gemalte Puppen, sondern lebensvolle Kunstwerke schaffen wollte, vor Allem die oben angeedeutete störende Wirkung der Farbe vermeiden. Dies erreichte er dadurch, daß er die Farbe nicht auf die fertige Statue auftrug, sondern wie es schon Phidias in seinen Goldelfenbein-Statuen gethan hatte, die Farbe durch das Material, aus dem er sein Werk schuf, andeutete. Er setzte seine Statuen aus verschiedenfarbigem Marmor zusammen, und wandte Bemalung nur da an, wo es unumgänglich notwendig war, und auch hier nur in diskreter Weise. Am stärksten tritt die Bemalung am Haupt- haar und an den Augenbrauen hervor; die Fleisch- theile dagegen sind nur leicht getönt, die Augen aus Bernstein eingesezt, Ketten, Spangen und Schmuck in geschmackvoller Weise aus Bronze aufgelegt. Wir haben also in der „Salome“ und der „Kassandra“ keine „bemalten Statuen“ im alten Sinne vor uns, keine Werke, bei denen eine Kunstgattung auf die andere hinaufgepfropft ist, sondern polychrome Plastik, d. h. Schöpfungen, bei denen Farbe und Körperlich- keit sich gegenseitig durchdringen und füllen, bei denen Malerei und Plastik Eins geworden sind.

Beide Statuen sind von verblühender Lebendig- keit. Die „Salome“ wirkt auf den ersten Anblick fesselnder, pikanter, die „Kassandra“ wirkt herber, aber nachhaltiger, größer. Die „Salome“ ist viel- leicht frischer empfunden, die „Kassandra“ zeigt reiferes Können.

Wie trozig und stolz steht sie da, die Priesterin, die dem ungläubigen Volke Trojas Untergang pro- phezeit. Ihr verächtlicher und doch schmerzlich be- wegter Blick bannet den Zuschauer sofort. Es zuckt wie ein zorniges Aufbäumen durch die Gestalt. Die rechte Hand, zur Faust geballt, ruht auf dem etwas vorgeschobenen rechten Schenkel, während die Linke sich gleichsam beschwichtigend darüber legt, als wolle sie den rechten Arm hindern, mit der geballten Faust empor zu fahren. Durch diese Armhaltung wird die rechte Schulter etwas herabgezogen, und die dadurch und durch die herausgezogene linke Schulter bedingte schräge Haltung des Kopfes mit dem nach links ge- wandten schönen Antlitz, erhält etwas ungemein Ver- ächtliches. Ein über die rechte Schulter geworfenes und auf der linken Schulter durch Kette und Spange festgehaltenes Purpurgewand hüllt die Gestalt ein und läßt nur den linken Arm, die linke Brust und den rechten Unterarm frei.

Die Dauer und Haltbarkeit der Farbewirkung ist durch das echte Material garantirt, das mit großem Geschick ausgewählt wurde. Die Fleischtheile sind aus parischem Marmor, das Gewand aus rothem Marmor gebildet, der feiner Sprödigkeit und Rißig- keit wegen mit einer Wachsschicht versehen und leicht getönt werden mußte. Das würfelförmige Posta- ment, auf welchem die Figur ruht, besteht aus grauem, von dunkleren Bändern durchzogenem Marmor, der aus den Pyrenäen stammt. Zwischen der Figur selbst und der aus gleichem Material wie der Sockel gebildeten Drehscheibe fügt sich eine unregelmäßig fünfeckige Basis aus rötlichem sassanischen Marmor ein. Die Kette, die das Gewand hält, ist aus Bronze.

Ein noch größeres, gewaltigeres polychrom-plasti- sches Werk hat Klinger in farbigen Gipsmodell fertig gestellt, eine sitzende Beethovenstatue, die aus den kostbarsten Materialien hergestellt werden soll und die noch mehr als die bisher geschaffenen Werke die gewaltige Gestaltungskraft Klingers darthut wird. Klinger steht heute im vierzigsten Lebensjahre,

in den reichsten Schaffen. Viele und gewaltige Pläne bewegen seinen Geist. Als Meister der Nadir- nabel, des Pinsels und des Meißels wirkt er unter uns, wie einer jener großen Künstler der Renaissance, die ebenfalls auf allen Gebieten der Kunst gleich Großes leisteten. Und wenn ein jetzt Lebender den Namen eines „Michelangelo unserer Tage“ verdient, so ist es kein Nachahmer des Alten, sondern kein Anderer als Max Klinger, der an der Pforte einer neuen Zeit steht und uns schauen lehrt mit neuen Augen, wie Michelangelo die Re- naissance schauen lehrte.



Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

X.

Ein paar Tage darauf erschien derselbe Herr Schweiß, welcher den alten Bauern im Com- ptoir von Harrassowitz abgefertigt hatte, in Halbenau. Er kam mit Lohngesähr. Neben ihm auf dem Rücksitz saß eine junge Dame. Während er sich in das Büttnerische Gehöft begab, schwänzelte die auffällig gekleidete Person im Dorfe umher, zum Gaudium der Dorfjugend und der Frauenwelt von Halbenau, die so hohe Absätze, eine solche Taille und derartig weite Büffärmel noch nicht gesehen hatten.

Edmund Schweiß, ein mittelgroßer junger Mann mit stottem Schnurrärdchen und Lockenfrisur, rümpfte die Nase über den Misthaufen, den er im Büttner- schen Hofe vorfand. „Echte Bauernwirtschaft!“ sagte er zu sich selbst mit verächtlichster Miene. Sein tadellos gearbeiteter Anzug von hechtgrauer Farbe, sein ganzes Auftreten waren „prima“, um seinen eigenen Lieblingsausdruck zu gebrauchen. Kenner hätten vielleicht finden können, daß nicht einmal die ältere Etiquette der Waare besonders fein sei. Seine Manieren waren irgendwoher, wahrscheinlich vom Offiziers- oder jüngeren Beamtenstande erborgt und nicht immer glücklich kopirt.

Die Lebensstellung des jungen Schweiß genauer zu umschreiben, war nicht leicht. Harrassowitz be- zeichnete ihn, wenn er von ihm sprach, als einen: „mir ergebenen jungen Mann“. Aber auch für Isidor Schönberger „arbeitete“ er, ohne daß man genau feststellen konnte, worin seine „Arbeit“ eigent- lich bestand. Man pflegte ihn bei Häuser- und Güterankäufen als Strohmann zu verwenden, bei Zwangsversteigerungen trat er als Bieter auf. Wenn ein Kleinkaufmann oder Handwerker in „momentaner Verlegenheit“ war, erschien er als Helfer in der Noth. Er war jederzeit bereit, Wechsel zu diskon- tieren und Geldsuchenden Darlehen von Dritten zu verschaffen, vorausgesetzt, daß der Darlehensuchende etwas „opferte“, womit er seine Provision meinte, die niemals gering bemessen war. Er reiste für allerhand Häuser, deren Firma nicht eingetragen war, und trat als Generalbevollmächtigter von Konfortien auf, die nicht genannt werden durften, weil sie sich noch im „Entwicklungsstadium“ befanden. Er hatte jederzeit mindestens ein halbes Duzend „seiner Ge- schäfte“ an der Hand; kurz, er war Alles in Allem ein äußerst brauchbarer, praktischer, „smarter“ junger Mann, in vielen Sätteln gerecht, mit den Gesezen und der Gerichtspraxis vertraut. Mit Vorliebe legte er sich den Titel „Kommissionär“ bei.

Edmund Schweiß also trat um die Mittags- stunde in die Büttnerische Wohnstube. Er fand die Familie bei Tisch. Er meinte im Eintreten, man möge um feinetwillen keine Umstände machen. Er selbst machte allerdings auch keine, das mußte man sagen! Ohne Umschweife auf sein Ziel losgehend, fragte er den alten Bauern, in Gegenwart der Seinen, ob er gewillt sei, das heute fällig gewordene Akzept zu decken.

Sie waren Alle aufgestanden. Erstaunt und bestürzt blickten sie auf den fremden Eindringling, der sich so unbefangenen geberdete. Der alte Mann brauchte einige Zeit, ehe er die Antwort fand: er habe in dieser Sache doch nur mit Herrn Harrasso- witz zu thun.

„Ach was, Harrassowitz!“ rief Edmund Schweiß. „Ich bin jetzt Derjenige welcher! An mich haben Sie zu zahlen. Bitte sich überzeugen zu wollen! Hier das Indossament!“

Der junge Mann hielt dem Bauern das Papier hin und hieß ihn die Rückseite beachten.

Der Bauer sah, daß dort was geschrieben stand, ein Name, wie es schien. Aber was sollte ihm das! Wie kam dieser junge Mensch, der ihm nie- mals einen Pfennig gegeben hatte, auf einmal dazu, sein Gläubiger zu sein?

Er schüttelte den Kopf und erklärte, nur an Harrassowitz zu schulden.

Edmund Schweiß wurde ungeduldig. „Herr Gott! Kapiren Sie denn nicht?“ rief er. „Sie haben akzeptirt. Hier ist Ihre Unterschrift, nicht wahr?“

Der Bauer bejahte, nicht ohne sich seine Unter- schrift noch einmal sorgfältig betrachtet zu haben.

„Bekennen Sie, Valuta richtig empfangen zu haben? — Ich meine, ob Sie zugeben, das Geld, vierhundert Mark, seinerzeit von Harrassowitz per Kassa bekommen zu haben?“

„Ja, ja! 's Geld ha'ch richt'g erhalten von Herrn Harrassowitz, dohie an diesem salbgen Tische. — Du weecht's doch noch, Frau?“ Die Bäuerin nickte. „Ja, ja, lieber Herr!“

„Nun sehen Sie also! Harrassowitz hat Ihr Akzept diskontirt. — Man nennt das ein Dreimonats- akzept. — Dann hat Harrassowitz remittirt an mich. Folglich bin ich jetzt der Inhaber des Wechsels. Die Sache ist so klar wie etwas! Sie müßten denn behaupten wollen, daß ich auf ungesegelte Weise in den Besitz des Akzeps gekommen wäre. Wollen Sie das behaupten?“

Der Bauer stand da mit äußerst verdutzter Miene. Er verstand kein Wort von der ganzen Sache. Da aber der Andere so sicher auftrat und so beleidigt dreinblickte, ließ er schließlich ein zauderndes „Nein!“ hören.

„Dann möchte ich allerdings gebeten haben!“ sagte Edmund Schweiß, machte große Augen und runzelte die Stirn. „Hiermit präsentire ich Ihnen also den Wechsel. Heute ist Berfalltag. Ich frage Sie, ob Sie annehmen?“

Der Bauer blickte noch unverständiger drein, als zuvor. Auf den Gesichtern der Seinen malten sich sehr verschiedenartige Gefühle; aber Schreck und Furcht herrschten vor, diesem Fremden gegenüber, der durch jenes Stück Papier Gewalt über den Vater und über sie Alle erhalten zu haben schien.

„Ob Sie mir auszahlen wollen, Herr Büttner! Ich dachte, die Sache wäre doch nicht so schwer zu verstehen!“

Der alte Mann bat sich den Wechsel noch einmal an. Er drehte ihn um und um in den zitternden Händen und blickte rathlos drein, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Er mußte sich setzen.

Die Bäuerin trieb jetzt die Kinder aus der Stube, sie sollten den Vater nicht in seiner Schwäche sehen. Nun trat sie zu ihrem Gatten. „Bis ad ruh'g, Alter! bis ad ruh'g!“ redete sie ihrem Gesehern zu.

„Ja, Du mei Heiland!“ rief der Bauer in heller Verzweiflung, mit hoher, weinerlich klingender Stimme. „Wos sull ich denne? Wos wullen Se denne von mir, dohie!“

„Zahlung! Weiter garnichts! Zahlen Sie mir aus, Herr Büttner, dann ist Alles in Ordnung.“ erklang die trockene Antwort.

„Und 's Gald! Wu sull ich denn's Gald har- nahmen? Ich ho's do ne!“

Edmund Schweiß zuckte die Achseln. Den neuesten Berliner Gassenhauer vor sich hin pfeifend und mit dem Fuß den Takt dazu tretend, sah er sich im Zimmer um.

Die beiden Alten beriethen sich inzwischen halb- laut. Einen Rest Geld hatte der Bauer noch im Kasten liegen. Es stammte von dem Korn, das er nun doch vor ein paar Tagen verkauft. Da er aber die Michaeliszinsen und Abgaben davon bezahlt hatte, war nicht viel übrig geblieben. Es langte in keinem Falle zur Deckung des Wechsels.

Kalter Schweiß stand dem alten Manne auf der Stirn. Starren Blickes, mit bebendem Unterkiefer,

auf dem Stuhle zusammengebrochen hockend, bot er einen kläglichen Anblick.

Die Bäuerin redete ihm zu. „No, Alter, no! ha ad Karrasche! Dar Herr werd schun, und ar werd a Brinzel Geduld han.“

Dann wandte sie sich an den jungen Mann. Mit schmeichlerisch unterthänigen Blicken und Mienen, streichelte sie ihm ehrfurchtsvoll die Hand: „Newohr, lieber Herr, Se wern meenen Mann a Brinzel Zeit lan. Mir versprochen och und mir wern uns Nihe gahn, mir wern Alles abzahlen — mit dar Zeet.“

Edmund Schmeiß erwiderte in kühlem Tone: Das kenne er schon. Darauf könne er sich nicht einlassen. Er habe den Wechsel als einen „feinen“ gekauft. Harrassowig habe ihm gesagt, Herr Böttner sei ein solider Mann. Er habe sicher darauf gerechnet, heute sein Geld zu erhalten; habe sich mit anderen Geschäften schon darauf eingerichtet. Er müsse daher Deckung verlangen. Falls er sie nicht erlange, sehe er sich genöthigt, den Rechtsweg zu beschreiten.

„Se wern uns doch ne verklag'n woll'n?“ rief die Bäuerin entsetzt aus.

Das sei sein gutes Recht, erwiderte der junge Mann.

„Herr Gutt, in Deinem Himmel droben!“ rief die Frau. Sie griff sich an den Mund mit zitternden Fingern, jammerte, leiste vor sich hin weinend: „Moan, Moan, was full denne amu aus uns warn!“ Der Bauer schloß die Augen.

Eine namenlose Angst hatte sich der beiden alten Leute bemächtigt. Ihre Begriffe vom Recht waren äußerst verwirrt. Hinter jeder Klage drohte ihnen gleich das Gefängniß. Dem Richter wie dem Advokaten stand man gleichmäßig schutzlos gegenüber. Sie sahen bereits im Geiste den Gerichtsvollzieher ihre letzte Stuh aus dem Stalle führen. Wenn Jener es zur Klage trieb, dann war Alles verloren.

Der wackere Böttnerbauer, der in zwei Feldzügen manche Probe von Beherztheit abgelegt hatte, zitterte wie Espenlaub. Aller Wig schien den sonst besonnenen Mann verlassen zu haben. Mit angstvergrößerten Augen, haltlos, jeder Würde vergessend, hing er, der Sechziger, an den Mienen und Blicken dieses jungen Menschen, in dessen Wohlgefallen er sein Geschick beschloß.

Edmund Schmeiß zog eine umfangreiche goldene Zylinderuhr, deren Deckel er aufspringen ließ. „Ich muß fort!“ rief er, „draußen wartet eine Dame auf mich. Adieu, Herrschaften!“

Er wollte zur Thür. Die Bäuerin lief ihm nach, hielt ihn, beschwor ihn, flehte, er möge bleiben. „Aber, bitte, dann etwas plötzlich! Wenn Sie noch was wollen. Zeit ist Geld.“

Das Ehepaar berieth von Neuem. Der alte Mann erschien wie schwachsinzig. Er sagte zu Allem, was ihm die Frau vorschlug, ein klägliches „Ich weeiß nißcht, ich weeiß nißcht!“

„Ich will Ihnen mal was vorschlagen!“ meinte der junge Schmeiß, „damit wir mit dieser Sache endlich zu einem Resultate kommen; denn es fängt nachgerade an, mich zu emuiriren! — Geben Sie mir, was Sie an baarem Gelde im Hause haben. Für den Rest schreiben Sie mir ein neues Akzept, verstehen Sie? Der Wechsel mag laufen bis Ultimo Dezember. Dafür nehme ich natürlich Zinsen. Zehn Prozent ist mein Satz bei Dreimonatsakzepten und drei Prozent Provision. Das ist noch sehr koulant, in Anbetracht dessen, daß Ihre Bonität zweifelhaft ist. — Also einverstanden?“

Der Bauer hatte nichts begriffen; nur so viel glaubte er zu verstehen, daß er von der Gefahr einer Klage befreit werden sollte. Er eilte nach seinem geheimen Kasten, schloß auf und zählte mit zitternden Händen auf den Tisch, was er an Geld dort vorgefunden hatte. Es kam um eine Kleinigkeit mehr als hundertundzwanzig Mark zusammen. Edmund Schmeiß zählte die Reihen blanker Thaler noch einmal durch. Den Rest von kleinerer Münze schob er dem Bauern hin. „Nickel nehme ich nicht!“ Dann nahm er einen goldenen Bleistift zur Hand, der an seiner Uhrkette befestigt war, und begann, Zahlen niederzuschreiben. „Also hundertundzwanzig Mark ver kassa erhalten. Bleiben zweihundertundachtzig Mark in Schuld. Nicht wahr, Herr Böttner?“ Der

Bauer bejahte nach einigem Ueberlegen. „Mit Zinsen und Kosten, Sie verstehen: Provision und Depotzinsen für Harrassowig und mich, Alles in Allem dreihundertundsechzig Mark. So viel sind Sie mir also nach Zahlung der hundertundzwanzig Mark noch schuldig. Dreihundertundsechzig. Bitte sich die Zahl zu merken! Nunmehr geben Sie mir ein neues Akzept über die eben genannte Summe — verstanden? Den alten Wechsel vernichte ich dann vor ihren Augen. So, das ist ein klares Geschäft.“

Er entnahm seinem Taschenbuche ein Formular. „Uebrigens,“ sagte er, sich scheinbar unterbrechend, „dreihundertundsechzig Mark, das ist gar keine Summe. Mir fällt da gerade etwas ein. Künstlichen Dünger können Sie ja in der Landwirtschaft immer gebrauchen. Auch Kraftfutter könnte ich Ihnen preiswerth besorgen; bei der schlechten Heuernte in diesem Jahre werden Sie das ja sowieso nöthig haben. Ich kann Ihnen gerade noch etwas Erdnüssen abgeben. — Schreiben wir sechshundert Mark, also! Für die restirenden zweihundertundzwanzig Mark, — nicht wahr — liefere ich Ihnen künstlichen Dünger und Kraftfutter. Dann ist die Affaire glatt — nicht wahr?“

Der Bauer sah den jungen Menschen mit leeren Augen an.

„Verstehen Sie nicht, Herr Böttner? Die Sache ist nämlich furchtbar einfach.“ Er rechnete dem Alten das Ganze noch einmal vor. „Einverstanden?“

Der Bauer bedachte sich eine Weile, dann meinte er kleinlaut, von künstlichem Dünger habe er in seinem Leben nie etwas wissen mögen und Kraftfutter könne er auch nicht brauchen, da er sich mit Hilfe des Grummets durch den Winter zu schlagen hoffe. Er bäte, ihn mit solchen fremden Sachen zu verschonen. „Schön!“ sagte Edmund Schmeiß. „Wie Sie wollen, Herr Böttner!“ Er erhob sich und knöpfte seinen Rock zu. „Ich glaube, Ihnen sehr weit entgegen gekommen zu sein. Aber, wenn Sie freilich nicht wollen . . .“

Von Neuem schritt er zum Ausgang, wieder holte ihn die Bäuerin ein, und erreichte mit ihren Bitten, daß er blieb. „Moan, Bauer, bis ad vernünftig!“ redete sie dem Gatten zu. „Wenn der Herr und ar stimmt Der su entgegen. Nimm ad Verstand an und greif zu, was er Der gahn werd.“

Der Böttnerbauer sah mit gesenktem Haupte da, keine Widerrede kam mehr von seinen Lippen. Die Bäuerin eilte geschäftig, das Tintenfaß herbeizuholen. „Werd Sie och die Feder racht sein,“ fragte sie in einschmeichelndem Tone den jungen Mann, um seine Gunst und Huld mit dem Lächeln ihres alten, zahnelosen Mundes bühelnd. „Se missen entschuld'gen, bei uns werd ne ofte woß geschrieb'n.“

Edmund Schmeiß füllte eines der Formulare aus. Sowie der Böttnerbauer seinen Namen darauf geschrieben hatte, zerriß er das alte Akzept und reichte dem Bauern die Stücke; das sei nunmehr erledigt.

Dann ging er. In der Thür noch rief er: „Die Baaren erhalten Sie in der nächsten Zeit in Natura geliefert, Herr Böttner. Natürlich prima! — Empfehle mich.“

Draußen auf der Dorfstraße erwartete ihn seine Freundin mit Sehnsucht. Sie hatte inzwischen die Sehenswürdigkeiten von Halbenau in Augenschein genommen: Kirche, Pfarre, Schule, das Armenhaus, das Spritzenhaus. Weiter gab es nichts zu sehen hier draußen. Die Gemeindegelände war schmuggig von den Gänsen, die dort Tag ein Tag aus ihr Wesen trieben, die Häuser meist klein und ärmlich, die meisten nur mit Stroh gedeckt. Und die Kinder, welche dort im Straßentaupe spielten, ungeläutet und ungewaschen, mit laufenden Nasen, waren nach Ansicht der Dame höchst ekelhaft zu nennen.

Ein paar Frauen kamen vom Felde herein. Breithacken auf den Schultern, Henckelkörbe darüber. Junge Burschen folgten. Schon von Weitem sah man die fremdartige Erscheinung auf der Dorfstraße ins Auge. Die Mädchen steckten tuschelnd die Köpfe zusammen, die Burschen lachten und stießen Zene an.

Die Städterin war entrüstet über die dörrisch: Jubringlichkeit und ließ den Schleier herab.

Nun kam der Trupp heran. Die jungen Männer blickten der Fremden ins Gesicht, die Mädchen gingen

mit unterdrücktem Stichern vorbei. „Sacht ad! Die hat a Mädege!“ rief Jemand. „Darauf allgemeines Gelächter.“

Als Edmund Schmeiß die Freundin einholte, fand er sie außer sich vor Empörung über die Nothheit des Dorfpacks.

XI.

Gustav Böttner hatte zum letzten Male Dienst gethan. Ein schwermüthiges Gefühl überfiel den jungen Mann, als er seine „Stastanie“, die braune Stute, die er als Remonte zugeritten hatte, in ihren Stand zurückführte. Er wies den Stalldienst zurück, der dem Unteroffizier das Pferd abnehmen wollte, sattelte und zäumte die Stute selbst ab und legte ihr die Stalldecke mit besonderer Sorgfalt auf. Während er das Pferd versorgte, suchte das Thier an seinen Rocktaschen schnuppernd nach dem Zucker, den er ihr jeden Morgen aus der Kantine mitzubringen pflegte. Sie stieß ihn ordentlich an mit dem Maul, als wolle sie ihn mahnen, daß er ihr die fälligen drei Stückchen Zucker endlich herausgeben solle. Heute war es eine ganze Dütte voll. Er verfütterte den Zucker langsam, Stück für Stück. Die Braune schneifte vor Wonne in langgezogenen, tiefen Tönen, blähte die Nüstern und trat vor Vergnügen und gieriger Wonne von einem Beine auf das andere, während er daneben stand und ihr den Hals klopfte, mannhast gegen die Thränen ankämpfend.

Der Abschied von dem Pferde war das Schwerste. Auch von einzelnen Kameraden trennte sich Gustav ungern. Aber, im Großen und Ganzen — das merkte der junge Mann zu seinem eigenen Befremden beim Abschiednehmen — waren die Bande doch sehr lockere und leichte gewesen, die ihn an die Truppe und das Soldatenleben geknüpft hatten.

Der Herr Rittmeister war auf Urlaub. Das that dem Unteroffizier von Herzen leid. Vor diesem Manne, der für ihn das Ideal eines Vorgesetzten gewesen war, für den er willig sein Leben gelassen hätte, würde Gustav gern noch einmal stramm gestanden haben. Der würde auch sicher zu Herzen gehendere Worte beim Abschied gefunden haben, als der Premierleutnant, welcher erst vor Kurzem zur Eskadron gekommen und ohne jene vertrautere Beziehung war, wie sie bei längerem gemeinsamen Dienen sich wohl auch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen entwickelt.

Seine Extrauniform hatte Gustav an einen neugeborenen Unteroffizier verkauft; er behielt nichts zurück als die Mütze, ein paar Knöpfe und einen Faustriemen zur Erinnerung an die Dienstzeit.

„Mit dem Reservistenstock“, wie es im Liebe heißt, trat er die „Heimathreise an“. Die Nacht durch lag er auf den verschiedenen kleinen Bahnstrecken, die er benutzen mußte, um von der Provinzialhauptstadt in diesen entlegenen Winkel zu gelangen. Dann wanderte er ein Stück zu Fuß und traf am Morgen in Halbenau ein.

Das Dorf trat ihm allmählig aus den Herbstnebeln entgegen, welche die Flur umfingen hielten: Dach um Dach, Zaun um Zaun, Baum um Baum. Er kannte sie alle. Ein wunderliches, ihm selbst unbekanntes, wehmüthiges Behagen überkam den jungen Menschen. Fünf Jahre hatte er in der Kaserne gelebt, hatte ein Heim nicht mehr gekannt. Freilich, mit der Stadt ließ sich das hier ja nicht vergleichen; aber diese Strohdächer, diese Lehmwände, die breiterver Schlagene Giebel hatten doch etwas in sich, das keine Pracht städtischer Häuserfronten zu ersetzen vermochte: es war die Heimath!

Nun bog er in den Weg ein, der nach dem väterlichen Gute führte. Schon von Weitem blickten ihn die Dachfenster des Wohnhauses wie große, schwermüthige Augen an. Aus der Küchenecke wirbelte gelblicher Rauch in den grauen Herbsthimmel hinaus. Die Mutter kochte also bereits das Mittagbrot, womöglich sein Lieblingsgericht ihm zu Ehren. Hier kannte er nun jedes Steinchen, jedes Aestchen, jeden Riß und Fleck im Mauerwerk. Eine geringfügige Reparatur, die der Vater am Dachfirsten hatte vornehmen lassen, fiel ihm sofort als eine Veränderung auf. Je näher er kam, desto mehr beschleunigte er seine Schritte, bis er schließlich fast im Trabe in das Gehöft einließ.

Er fand die Frauen im Hause. Vater und Bruder wurden aus dem Schuppen herbeigeholt. Uebertriebene Zärtlichkeit herrschte nicht beim Wiedersehen. Nur die Mutter ließ sich etwas von der Freude amerten, welche sie empfand, ihren Liebling wieder ganz im Hause zu haben.

Gustav frühstückte, zog seine guten Kleider aus und machte sich dann, trotz der überstandenen Reise, gemeinsam mit Vater und Bruder an die Arbeit.

Gesprochen wurde dabei nichts zwischen den Männern. Gustav hatte zwar manche Frage auf dem Herzen über den Stand der Guts- und Geldangelegenheiten, über die er seit seinem letzten Urlaub zu Ostern nichts wieder vernommen hatte — denn Briefeschreiben war nicht gebräuchlich unter den Blüthners — aber er bezähmte seine Neugier einseitig. Er kannte den Vater zu genau, der das Befragtwirden nicht liebte. Wenn sich etwas Wichtiges inzwischen ereignet hatte, würde er es schon noch erfahren.

Beim Mittagessen fiel dem eben Zurückgekehrten die gedrückte Stimmung der Seinen auf. Kaum, daß gesprochen wurde über Tisch. Halb laut flüsternd, mit scheuen Blicken nach dem Vater hinüber, der finster und wortfarg in seiner Ecke saß, langten die Kinder sich von den Speisen zu. Die Mutter sah bekümmert drein. Karl machte sein dünnstes Gesicht, ließ es sich aber, wie gewöhnlich, ausgezeichnet schmecken. Therese sah noch gelber und verärgelter

aus, als früher. Bei ihr konnte Gustav es darauf schieben, daß er zurück gekommen war. Er kannte die Gesinnung der Schwägerin nur zu gut. — Toni gefiel dem Bruder garnicht. Es fiel ihm auf, daß sie ihm nicht gerade in die Augen blicken konnte. Ernestine allein schien nicht angesteckt von der allgemeinen Niedergeschlagenheit. Das Mädel blickte dreist und fest drein mit ihrem spitzen Näschen und den pfliffigen Augen.

Irgend etwas war hier nicht in Ordnung, das mußte sich Gustav sagen. Nach dem Essen erklärte er dem Vater, er wolle sich Stall und Scheune besichtigen. Er meinte im Stillen, dem Alten würde es Freude machen, ihm die Thiere und Vorräthe persönlich zu zeigen, wie er bisher nur zu gern gethan hatte, wenn der Sohn aus der Fremde zurück kam. Aber der alte Mann brummte etwas Unverständliches zur Antwort und blieb in seiner Ecke sitzen. Gustav ging also allein.

Späterhin kam ihm Karl nach. Gustav fragte den Bruder, was eigentlich los sei mit dem Alten. Karl machte den Mund zwar ziemlich weit auf, brachte aber nicht viel Gescheites heraus. Gustav verstand nur so viel aus den unzusammenhängenden Reden des Bruders, daß in der letzten Zeit Herren aus der Stadt beim Vater gewesen seien, von denen er viel Geld bekommen habe, und über Kaskelerusten habe der Bauer gesagt, er solle sich in Acht nehmen, wenn er ihn mal unter die Fäuste bekäme. —

Gustav nahm die erste Gelegenheit wahr, wo er

sich mit seiner Mutter unter vier Augen sah, um sie zu befragen. Da erfuhr er denn das Unglück in seiner ganzen Größe.

Ihm war im ersten Augenblicke zu Muthe wie einem, der einen Schlag vor den Kopf bekommen hat. Daß die Vermögenslage des Vaters eine mißliche sei, hatte Gustav ja gewünscht, aber daß er geradezu vor dem Zusammenbruche stehe, das war eine Nachricht, die ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf.

Auch das ein Unglück selten allein kommt, mußte der junge Mann an sich erfahren. Die Mutter verhehlte ihm nicht, in welchem Zustande sich Toni befände. Gustav gerieth außer sich vor Zorn. Was ihn am meisten ergrimmete, war, daß die Seinen es verabsäumt hatten, den Menschen, von dem sie das Kind unter dem Herzen trug, zur Rechenschaft zu ziehen. Nun war der Lump nicht mehr im Dorfe. Man wußte nicht einmal genau, wohin er gezogen sei. Die Aussicht, ihn zu belangen, war gering.

Und in solche Verhältnisse hinein sollte er eine junge Frau bringen! Er hatte ja in der letzten Zeit von nichts Anderem geträumt, als von dem Plane, seine Jugendliebe, Pauline Katschner, heimzuführen. Er hatte sich gedacht, für's Erste könnten sie auf dem väterlichen Hofe wohnen, bis sich für ihn ein selbstständiger Lebenserwerb gefunden haben würde. Und nun drohte hier Alles, was eben noch so sicher geschienen, zusammenzubrechen. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Die Entstehung der Zeitung.

I.

In der Reihe der modernen Kulturfaktoren steht wohl die Zeitung obenan. Sie ist für den auf der Höhe der Bildung seiner Zeit Stehenden unentbehrlich, wie sie andererseits die einzige Brücke ist, die den Angebildeten oder in seinen literarischen Bedürfnissen Anspruchslosen mit dem geistigen Leben verbindet. Das gesammte, so vielgestaltete und bunte Leben und Wissen der Zeit findet seinen vollendetsten Ausdruck in jener Hochfluth bedruckten Papierses, die täglich und stündlich in die weite Welt hinausgeht; die Zeitung ist das erste und wichtigste Glied in der Kette der modernen Verkehrsmittel.

Trotz der hohen Bedeutung der Zeitung als eines der ersten Verkehrs- und Bildungsmittel waren die Anfänge des Zeitungswesens bis vor nicht zu langer Zeit in Dunkel gehüllt. Erst den Forschungen Büchers, an die wir uns im Folgenden vornehmlich anschließen, und mehrerer anderer Gelehrten verdanken wir eine erschöpfende Darstellung der Geschichte der Zeitung.

Wie der Brief und das Zirkular ist auch die Zeitung aus dem Bedürfnis der Nachrichtenvermittlung und der Verwendung der Schrift zur Befriedigung dieses Bedürfnisses entsprungen. Während sich jedoch der Brief an einzelne, das Zirkular an mehrere bestimmte Personen wendet, ist die Zeitung für viele unbestimmte Personen bestimmt. Die Einrichtung der Zeitung als einer regelmäßigen Sammlung und Versendung von Nachrichten legt ein räumlich weit verbreitetes Interesse an den öffentlichen Dingen oder ein größeres Verkehrsgebiet mit zahlreichen wirtschaftlichen Beziehungen und Interessenverknüpfungen voraus. Es liegt auf der Hand, daß beide Voraussetzungen erst in später Zeit eintreten. Weder auf die *acta diurna populi Romani* (Tagesberichte des römischen Volkes) noch auf die *acta Senatus* (Protokolle der Senatsverhandlungen) läßt sich der Zeitungsbegriff anwenden.

Das Wort Zeitung kommt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf. Ursprünglich bedeutet es, „was in der Zeit geschieht“, also ein Ereignis der Gegenwart, in übertragenem Sinne sodann eine Nachricht über ein derartiges Ereignis. Insbesondere waren damit gemeint Berichte über die politischen Zeitläufe, wie sie die städtischen Ratsleuten von anderen Städten oder einzelnen Rathspersonen, zu denen sie Beziehungen unterhielten, in Briefen oder Zeilagen zu solchen empfingen. Diese Verichterstattung war freiwillig und beruhte auf Gegenseitigkeit. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fand brieflicher Austausch von Nachrichten zwischen hochgestellten Personen des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft bereits in größerem Umfange statt. In der Folgezeit machte sich bald das Bestreben, Notizen planmäßig zu sammeln, kund. Aus den großen Verkehrsmitelpunkten, namentlich den Handelsstädten, wo Nachrichten und Neuigkeiten aller Art zusammenströmten, gingen Briefe und Briefbeilagen mit diesen Neuigkeiten als „Zeitung“ und „neue Zeitung“ in alle

Welt hinaus. Diese Briefe trugen noch privaten Charakter und drangen nicht ins Volk: sie waren vornehmlich an Fürsten, Staatsmänner, Universitätslehrer, Geistliche, Börsenmänner usw. gerichtet. Als Quellen der Zeitungen kamen zumeist die Berichte von Landsknechten und Briefboten, die Mittheilungen von durchreisenden Fremden, besonders Kaufleuten, Studenten, Gesandten u. dergl. in Betracht. Bald war eine größere Reihe von Städten zu Sammelpunkten für die verschiedenen Arten von Nachrichten geworden; vielfach walteten dort ständige Korrespondenten von Fürsten, großen Kaufherren usw. ihres Amtes. Eine bestimmte Form und durchgreifende Organisation nahm eine derartige Nachrichtenvermittlung zuerst in Italien, doch auch schon früh in Deutschland an. Bereits im fünfzehnten Jahrhundert ließ der Rath von Venedig Zusammenstellungen von Berichten über wichtige Vorgänge anfertigen und in Zirkularbescheiden seinen auswärtigen Beamten schicken (*fogli d'avoiso*). Später ließen angesehene Venetianer von diesen offiziellen Berichten Abschriften nehmen und verbanden diese an ihre Geschäftsfreunde und sonstigen Bekannten; im sechzehnten Jahrhundert hatte sich auf dem Rialto in Venedig ein besonderes kaufmännisches Nachrichtenbureau gebildet.

II.

Mit der Ausbildung der Votenkunst, der Einrichtung der Post von den österreichischen Niederlanden nach Wien nahm auch in Deutschland der Nachrichtenendienst eine bemerkenswerthe Organisation an. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts waren bereits an verschiedenen Orten Korrespondenzbureaux eingerichtet, wo Nachrichten gesammelt, redigirt und regelmäßig an die Abonnenten versandt wurden. In diesen Zeitungen, von denen sich mehrere Sammlungen aus Weimar, Leipzig und anderen Städten erhalten haben, herrschten die politischen Nachrichten vor; über Handel und Verkehr wurde Weniges und nur selten berichtet. Die großen Handelsstädte organisirten bald ihren Nachrichtenendienst selbst und richteten eigene Zeitungen ein. Auch hatten Fürsten und Städte ihre eigenen Avisenschreiber (Zeitungen, Novellisten). Daß diese — durchweg geschriebenen — Zeitungen bei ihren natürlich ziemlich hohen Preisen in das Volk gedrungen sind, ist nicht anzunehmen.

Einen erheblichen Aufschwung nahm das Zeitungswesen in Paris. In den unruhigen, vom Kriegslärm erfüllten Zeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bildeten sich dort besondere Zirkel, die Neuigkeiten aller Art austauschten und erörterten. Mit der Zeit organisirten sich diese novellistischen, veranstalteten regelmäßige Zusammenkünfte, richteten besondere Redaktions- und Kopirbureaux ein und gewannen zahlreiche Abonnenten in der Stadt und in den Provinzen. Auch diese *nouvelles à la main*, die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts dauerten, wurden nicht gedruckt; nur von einzelnen Nummern, die für weitere Kreise bestimmt waren, veranstaltete man Einblattdrucke. In Deutschland nannte man diese Berichte *Newo Zeitunge*. Zuerst kommt die Bezeichnung Zeitung für derartige gedruckte fliegende Blätter 1605 auf; daneben finden sich die Namen:

Mär, Brief, Relation, Kurier, Fama, Aviso usw. Di war der Titel mit vielen reframehaften, wunderlichen Zusätzen versehen. Hauptquelle dieser Druckblätter waren lange Zeit hindurch geschriebene Neuigkeitsbriefe. Den ersten gedruckten periodischen Nachrichtenansammlungen begegnen wir im sechzehnten Jahrhundert. Besondere Erwähnung verdienen die sogenannten „Postreiter“, Jahrespublikationen nach Art der politischen Jahresübersichten in den Volkskalendern. Daneben druckte man halbjährliche Nachrichtensammlungen (*relationes semestrales*) und „Mefrelationen“, von denen die Frankfurter, später die Leipziger weiteste Verbreitung fanden. Die erste gedruckte Wochenzeitung kam in Straßburg heraus. Mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges vermehrte sich die Zahl der gedruckten Wochenblätter aufs Schnellste. Das erste Land, in dem in regelmäßigen Fristen erscheinende gedruckte Zeitungen erschienen, war Deutschland; England folgte im Jahre 1622, Frankreich im Jahre 1631.

Die Geschichte der Zeitung ist kurz; sie umfaßt nur wenige Jahrhunderte. Eine kleine Spanne Zeit hat genügt, einen Kulturfaktor ins Leben zu rufen und allseitig auszubilden, dessen gewaltigen Einfluß sich auch der dem öffentlichen und geistigen Leben Fernstehende nicht zu entziehen und mit dem sich kein zweiter an Umfang und Reichhaltigkeit der Bildungselemente zu messen vermag.

L.

Schnitzel.

Eine der sonderbarsten Anwendungen, die der Mensch von der Vernunft gemacht hat, ist wohl die, es für ein Meisterstück zu halten, sie nicht zu gebrauchen, und so, mit Flügeln geboren, sie abzuschneiden. Die Vertheidigung des Mönchtums gründet sich gewöhnlich auf ganz eigene Begriffe von Tugend, denen nicht mählich, die Feiner von der Wissenschaft haben müßte, um die Tolkhäuser für Akademien derselben zu erklären.

Wenn ich je eine Predigt drucken lasse, so ist es über das Vermögen, Gutes zu thun, das Jeder besitzt. Der Henker hole unser Dasein hienieden, wenn nur allein der Kaiser Gutes thun könnte. Jeder ist Kaiser in seiner Lage.

Die schönen Weiber werden heutzutage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

Man muß in der Welt und im Reiche der Wahrheit frei unteruchen, es koste, was es wolle, und sich nicht darum bekümmern, ob der Satz in eine Familie gehört, worunter einige Glieder gefährlich werden können. Die Kraft, die dazu gehört, kann sonstwo nützen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.